

Wie viele Seiten hat denn das blöde Buch überhaupt? Mit dieser Frage macht ein generierter Vater aus dem Elternabend der 9c einen Hexenkessel. Das „blöde“ Buch ist „Onkel Toms Hütte“, von der Klasse nach langer Diskussion als Lektüre ausgewählt. Die Eltern sollen jetzt der Anschaffung zustimmen und erfahren, dass es mehrere Ausgaben gibt, die 200 bis 450 Seiten umfassen und im Internet auch gebraucht schon ab 99 Cent zu haben sind. Das befeuert die Rationalisten: „Wieso soll man 450 Seiten lesen, wenn das Gleiche auch auf 200 Seiten steht und viel billiger ist?“ Außerdem, so manche Eltern, sähen die Kinder sowieso bei Wikipedia nach, worum es gehe: „Glauben Sie, die quälen sich durch den Text?“ Die Lehrerin, noch neu im Beruf und didaktisch extrem unbedarf, stimmt einem Unterricht zu, der mit unterschiedlichen Textmengen und Seitenangaben stracks ins Chaos führt und unter dem Dauervorwurf leidet, die Schüler, die das Buch vor der Auswahl schon gelesen hätten, seien ganz unfair im Vorteil.

Das Lesen als Last, als allenfalls notwendiges Übel, das es möglichst zu minimieren gilt? Vor allem dann, wenn es nicht um Sachtexte, sondern um sogenannte „schöne Literatur“ geht? Erfahrene Lehrkräfte registrieren schon seit langem ein Nachlassen der Lesemotivation und -praxis bei einem Großteil der Kinder. Das Schmöckern als stundenlanges weltentrücktes Versinken in Büchern, die heimliche Karl-May-Lektüre unter der Bettdecke oder das Durchstöbern elterlicher Romane nach pikanten „Stellen“ sind weitgehend verschwundene Verhaltensweisen. Die Lese- ratur ist auf der Liste aussterbender Arten. Die Kinder verbringen so viel Zeit mit WhatsApp und anderen Segnungen ihrer Smartphones, dass fürs privat-freiwillige Lesen schlichtweg wenig Zeit bleibt. Damit fehlen aber all die methodischen Elemente, die das pflichtgemäß-schulische Lesen eigentlich voraussetzt: Routine, flüssige Informationsaufnahme, ermüdungs- und dadurch kopfschmerzfreier Einsatz der Augen, ein angemessener Wortschatz und die körperliche Spannkraft für eine entspannte Lesehaltung. Untrainierten Kindern sind auch 200 Romanseiten eine schier unüberwindliche Last.

Die Schule hält dagegen, zum Beispiel mit einer Lesenacht, die mit großem Getöse im Lokalblatt verkündet wird. Verena freut sich: Mit Cola, Chips, Isomatte, Peter Härtlings „Ben liebt Anna“ und dem Smartphone („Aber nur, wenn was ist!“) findet sie sich um 19 Uhr in der Aula ein. Dort gibt es zuerst Abendessen, dann lesen die 26 Kinder reihum je eine Seite vor und diskutieren danach die Frage: „Wie ist es, wenn man einen anderen Menschen liebt?“ Klasseninterne Anspielungen, Giggeln, Gelächter, Ermahnungen der Lehrerin zur Ernsthaftigkeit – Härtlings Erfindung, Sprache und Bilder spielen keine Rolle. Sie sind lediglich Auslöser der Selbstbespiegelung. Die Literatur wird zum Themenlieferanten des sogenannten Lebensbezugs. Derart ihres Sinns entleert, braucht man sie wirklich nicht.

Zum Lesenlernen und zur Freude daran sollen alle Fächer beitragen, indessen zeigt die Entwicklung des Kernfachs Deutsch in drastischer Klarheit, wie das Lesen in seiner Bedeutung verengt wird in Richtung bloßer Informationsgewinnung und praktischer Lebenshilfe. Als Beleg mag das Lesebuch dienen, seit je und immer noch Zentralmedium des Deutschunterrichts: „Lesen Darstellen Begreifen“, Gymnasium, Klasse 7, aus dem Jahr 1971 eröffnet mit einem literarischen Paukenschlag. Anspruchsvolle, sprachlich elaborierte Kurzgeschichten

von Böll (damals Zeitgenosse), Bergengruen, Ebner-Eschenbach u.a. führen Erzählweisen vor und werden sprachlich-ästhetisch analysiert als das, was sie sein sollen: Als Artefakte, deren sprachliche Ausformung die Inhalte prägt. Die Aufmachung ist nüchtern. Der Satzspiegel geht über die ganze Seite, mehrfaches Umblättern zeigt nichts außer Text ohne

sprünge (Sakkaden) enger, deren Funktion für flüssiges Lesen unabdingbar ist (und die Ursache dafür, dass das Lesen von Bildschirmen weit weniger ertragreich ist als von Papier). Der Umstieg von solchem Lese(buch)futter auf „richtige“ Bücher fällt darum rein physiologisch schwer. Die Abwehr gegen 450 Seiten „Onkel Toms Hütte“ lässt sich nach-

600 000 Lehrkräfte in Deutschland spielen nach Auskunft von Buchhandlexperten als anspruchsvolle Buchkäufer eine immer geringere Rolle. Die vielen Bildschirmstunden fordern ihren Tribut. So auch bei Germanistikstudenten, denen die Namen Durs Grünbein, Juli Zeh oder Robert Menasse (nebst der jüngsten Kontroverse) unbekannt sind.

Wie weit sich das erziehende Personal von der literarischen Welt abgekoppelt hat, zeigen die Deutschlehrpläne. Wer die Leseempfehlungen (selbst für die gymnasialen Oberstufen) studiert, trifft auf eine Art Heldenfriedhof. Die empfohlenen Autoren sind zumeist tot, die „zeitgenössische“ Literatur ist in der Regel älter als 40 Jahre. Ich kenne das Geschäft, habe einstmals an den hessischen Lehrplänen mitgeschrieben und die widerstreitenden Interessen und Bequemlichkeiten nicht befrieden können. Gegen den „Faust“ oder den „Zauberberg“ sei hier nichts eingewendet; wenn sich aber das gegenwärtige literarische Leben in der Schule überhaupt nicht abbildet, dann haben es auch die Lehrkräfte bequem beim Wiederkaufen des Immergleichen.

Der Weckruf der „Stavanger-Erklärung“ (F.A.Z. vom 22. Januar 2019) gilt freilich vor allem den sogenannten Sachtexten, die das „vertiefte“ Lesen, die wirklich differenzierte inhaltliche Erschließung scheinbar weniger brauchen. „Für die Jahreszeiten ist die Schrägstellung der Erdachse verantwortlich“, weiß das Internet. Das liest sich sachlich perfekt, findet den Weg aufs Whiteboard des Computerraums und von dort in die Hefte der Kinder. Verstanden ist indessen nichts, und auch dem Lehrer kommt nicht in den Sinn, den Strahlengang und Einfallswinkel des Sonnenlichts zum Problem zu machen. Vom Wortlaut ganz abgesehen. Es geht hier nicht um Verantwortung, sondern um Ursache und Wirkung. Der nächste ähnlich hermetische Satz gilt den Mondphasen. Die Kinder manipulieren die Gedankenschnipsel, die auf dem Smartphone-Bildschirm Platz finden, drucken sie aus, basteln Wandzeitungen von abenteuerlicher Logik. Diese gleichen optisch den Lesebüchern, spotten zuweilen jeglicher Grammatik und bilden gerade das nicht ab, worauf es ankommt. Das, was die gesammelten Einzelheiten exakt bedeuten und wie sie miteinander zusammenhängen. Die stolzen Selfies der Kinder vor der bunten „Lernwand“ zeigen dann den Eltern und der ganzen Welt, was man geleistet hat. Die anschließende Klassenarbeit ist ein Lückentext, der die Gedankenschnipsel einsammelt und zur Aufmunterung wiederum grafisch aufgehübselt ist.

Das „Rettende“ (Hölderlin) gibt es aber auch. Aus dem Leuchtturm-Projekt der F.A.Z. „Jugend schreibt“ ließe sich Nutzanwendung ziehen für alle Schüler, indem von den Digitalisierungsmilliarden auch digitale Zeitungssabonnements für die Interessierten finanziert werden. In den Lehrplankommissionen können Autoren (auch Sachbuchautoren für alle Fächer) mitarbeiten. Die Schulbibliotheken müssen – vielleicht beraten durch den örtlichen Buchhandel – ausgebaut werden. Verordnungen können

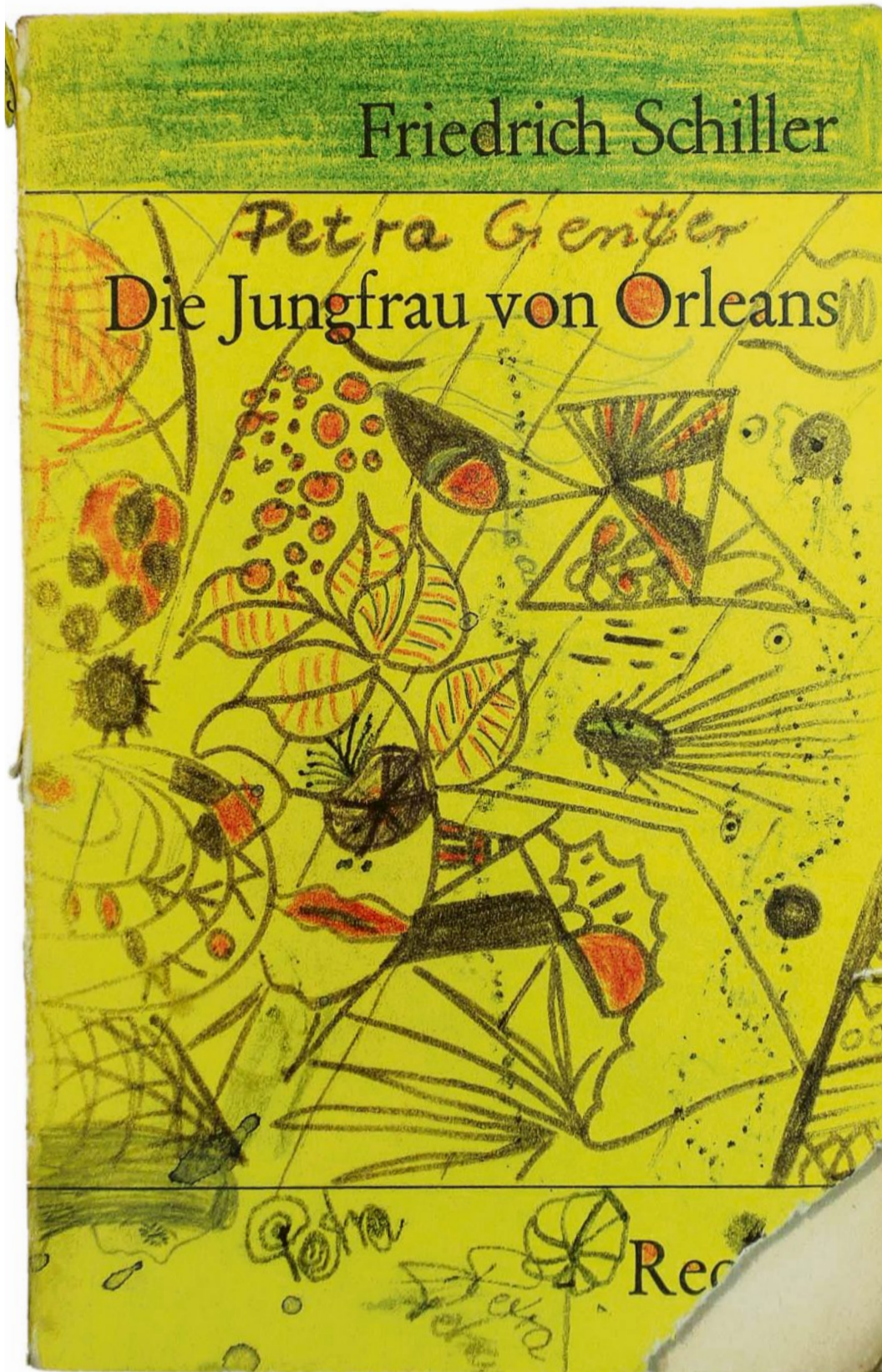
regeln, dass in jedem Schuljahr, in jeder Klasse und in allen Fächern mindestens drei Texte gelesen werden, die nicht älter sind als zwei Jahre. Die Lesebücher sind ihres Bilderbuchcharakters zu berauben und haben wieder Basis zu sein für ein herausforderndes, bereicherndes und gern auch anstrengendes Leseerlebnis. Und schließlich und vielleicht zuallererst, die Grundschule begreift (endlich wieder), dass Schreiben- und Lesenlernen eine Einheit bilden, dass das „Schreiben nach Gehör“ das visuelle und grafomotorische Gedächtnis ruiniert und damit auch die Lesefähigkeit fernwirkend schädigt.

Der Verfasser war Lehrer und Ausbilder und betreibt das Beratungsinstitut „SchulRat“.

## Von der Bleiwüste zur Lesepizza

Wie die Schule den Anforderungen des „vertieften Lesens“ ausweicht

Von Klaus Ruß



Bemalt und auch gelesen? Ganztexte in der Schule sind selten geworden.

Foto Rainer Wohlfahrt

jegliche grafische Ablenkung. „Bleiwüste“ nennen Kritiker dieses Angebot und schmähen solcherart auch die seriöse Presse, die den Leser mit umfangreichen Artikeln peinigt.

Zeitgenössische Lesebücher muten solches den 13 Jahre alten Jugendlichen nicht mehr zu. Die Texte sind viel kürzer, werden durchschossen von allerlei Bildern, sind farbig unterlegt, eingerahmt und mit grafischen Gimmicks aufgebregelt. Viele Seiten sehen aus wie eine Pizza, auf die der Bäcker appetitliche Verzierungen gestreut hat. In den meisten Fällen ist der Satzspiegel geteilt. Das liest sich bequemer, hat aber für die Augen dramatische Folgen: Wenn der Sehwinkel kleiner wird, werden auch die Augen-

vollziehen. Dass in den neuen Lesebüchern die texterschließenden Aufgaben nach ästhetischen Aspekten der Literatur kaum noch fragen, sondern ständig die „Lebenswelt“ der Schüler anbaggern, lehrt deren methodisches Unterbewusstsein, dass Wikipedia tatsächlich ausreicht, um herauszufinden, wie gemein und unmenschlich die Sklaverei ist.

Wieso spielen die Lehrer dieses Spiel? Vor 40 Jahren verlor ein Ausbilderkollege die Fassung angesichts der Tatsache, dass eine Referendarin (Sozialkunde) keine Tageszeitung las. Die Referendarin hat sich durchgesetzt. Der pädagogische Nachwuchs hat das Zeitunglesen weitgehend aufgegeben und ist mit Smartphone-Info-Apps zufrieden. Die rund

### Bildungsnotizen

#### Schwierige Vermittlung

Nach dem Beginn des Vermittlungsverfahrens zu einer Grundgesetzänderung auch für die Digitalisierung der Schulen ist eine Einigung noch in weiter Ferne. Der Vermittlungsausschuss von Bundesrat und Bundestag vertagte am Abend des 30. Januar erwartungsgemäß seine weiteren Verhandlungen. Eingesetzt wurde eine Arbeitsgruppe, die von Hermann Gröhe (CDU) und seiner Stellvertreterin, Mecklenburg-Vorpommerns Ministerpräsidentin Manuela Schwesig (SPD), geleitet wird. In ihr sitzen jeweils neun Vertreter des Bundesrats und des Bundestags. Offenbar fielen in der ersten Sitzung des Vermittlungsausschusses deutliche Worte. So soll Baden-Württembergs Ministerpräsident Winfried Kretschmann (Grü-

ne) den „grundständigen Angriff“ des Bundes auf die Länderkompetenzen aufgespießt und daran erinnert haben, dass die Länder den Bund bildeten. Hessens Ministerpräsident Volker Bouffier (CDU) mokierte sich darüber, dass der Bund seit neuestem auch noch die Lehrer einstellen wolle. Die Fraktionsvorsitzende der Grünen Katrin Göring-Eckardt sagte der Deutschen Presseagentur nach der Sitzung, sie erwarte, dass sich nun alle kompromissbereit zeigten. Man könne nicht sonntags über bessere Bildung für alle reden und sich dann nur über Zuständigkeiten unterhalten, wenn es in den Verhandlungen ernst werde. Die Länder wollen zwar die fünf Milliarden Euro (weiteres Geld wird es nach den aktuellen Haushaltsberechnungen nicht für den Digital-

pakt geben) haben, doch wie das Geld fließen soll, ist strittig. Den Kultusministern wäre es am liebsten, wenn der Digitalpakt ohne Grundgesetzänderung verwirklicht werden könnte. Für ihn gilt auch noch nicht die von den Bundeshaushältern geforderte hälftige Finanzierung durch die Länder. Sie träte erst am 1. Januar 2020 in Kraft, wenn es denn überhaupt dabei bleibt. Bei der 50-50-Regelung könne es Kompromisse geben, sagte der FDP-Fraktionsvorsitzende Christian Lindner nach der ersten Sitzung des Vermittlungsausschusses.

#### Deutsch im Fokus

Der neue Präsident der Kultusministerkonferenz, Hessens Kultusminister Alexander Lorz (CDU), sieht den Fremdspra-

chenunterricht an Grundschulen kritisch. „Ich glaube, wir haben hier mehr erwartet, als einlösbar war“, sagte Lorz. Aus dem Grundgedanken, dass ein früher Spracherwerb ein leichter Spracherwerb sei, haben man immer früher mit Fremdsprachen begonnen. Doch sei die Fremdsprachenvermittlung nicht die primäre Aufgabe der Grundschule. Der Fokus müsse auf dem Deutschen liegen. An vielen Schulen sind die Deutschstunden zugunsten von Fremdsprachen gekürzt worden. „Es ist mir ein persönliches Anliegen, dass wir unsere Studententafel in Deutsch wieder ausweiten. In Hessen haben wir das schon beschlossen“, so Lorz, der das Thema „Deutsch als Bildungssprache“ zum Schwerpunkt seiner Präsidentschaft machen will. Eine stärkere Fokus-

## Wo bleibt die Nachdenklichkeit?

Niedersachsen versucht es mit „Bildung 2040“ – und springt dabei zu kurz / Von Wolfgang Schimpf

Unter dem Motto „Bildung 2040“ hat der niedersächsische Kultusminister Grant Hendrik Tonne (SPD) vor kurzem ein Zukunftsprogramm gestartet: „Was und wie sollen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene lernen, um auch in Zukunft selbstbestimmt zur Teilhabe befähigt zu werden?“ So die durchaus vernünftige Leitfrage, die von Niedersachsen ausgeht, sich aber natürlich länderübergreifend stellt. Anders als bei einer Agenda-Politik, die auf mittelfristige Konzepte und damit klare Fahrpläne zielt, ist hier Offenheit Programm. Alles soll möglich sein, zumindest gedacht werden dürfen. Diese utopische Grundfigur will ermutigen, vorgeprägte Denkmuster zu verlassen und aufgeschlossen zu sein für das ganz andere: Querdenken und Neudenken, ein Ansatz, wie ihn etwa der Göttinger Aufklärer Georg Christoph Lichtenberg exemplarisch verkörperte. Voraussetzung solchen Denkens aber ist, dass die ökonomischen und institutionellen Rahmenbedingungen zukunftssoffene Räume überhaupt gestatten, und genau das scheint nicht der Fall zu sein.

Wenn man genauer hinschaut, geht es der niedersächsischen Initiative um die Gestaltung von Lernen und die Ermöglichung von Bildung, das eine ist notwendige Voraussetzung des anderen, aber längst keine Gewähr, es zu erreichen. In beiden Fällen ist die Zukunftssoffenheit längst nicht mehr gegeben. Denn wie sich Lernprozesse im Zeitalter digitaler Transformation entwickeln werden, das weiß man schon ziemlich genau. Ralph Müller-Eiselt etwa, einer der Innovatoren der Bertelsmann-Stiftung, sieht das Ziel einer von jeder curricularen Vorprägung befreiten Schule als erreichbar und erstrebenswert an. In ihr gibt es keine allgemeinen Lehrpläne mehr, Nacht für Nacht entwickeln Algorithmen für jeden Schüler sein eigenes Lernpensum, das er dann Tag für Tag abarbeitet. Ein solche radikale Auflösung kollektiver Unterrichtsstrukturen wird von vielen jüngeren Medienpädagogen positiv gesehen. Sie betonen – nicht zu Unrecht – die erheblichen Möglichkeiten zur Individualisierung, die programmgesteuerte Unterweisung bieten kann: jedem Schüler sein eigenes Curriculum und dazu einen „Lehrer“, der unbestechlich ist, frei von Emotionen und jeder Art menschlicher Schwäche. Aber wollen wir das? Welches Schulleben deutet sich da an, wenn nicht nur phasenweise und in einzelnen Fächern, sondern durchgängig so gearbeitet würde, mit einem zwar interaktiven, aber doch unerbittlichen 1:1 Frontalunterricht?

Ein Zweites kommt hinzu: Voraussetzung für die passgenaue Programmierung der Lernschritte ist, dass der Schüler genau diagnostiziert und mental durchleuchtet wird. Kein „analoger“ Lehrer könnte je so tief in Geist und Psyche eindringen. Schon nach kurzer Zeit erfasset das System seine Lerner in allen Facetten, so wie es bereits jetzt schon zunehmend bei digitalen Personalrekrutierungssystemen erfolgt. So werden Menschen zu Objekten, wenn auch in bester Ab-

sicht. Und die ungeheuren Datenmengen, die da generiert werden, sind von allergrößtem Interesse für alle Abnehmer: Ausbildungsfirmen, Universitäten, Versicherungen, Banken. Wenn man eine solche lebenslange Datenspur aber verhindern will, dann ist unbedingt eines zu fordern: eine gesicherte Offline-Architektur für die meisten Unterrichtsphasen. Lernprogramme haben nichts im Netz verloren, sie müssen auf schuleigenen höchstgesicherten Servern liegen. Nur in Ausnahmefällen ist der Schritt ins Netz zu gestatten. Aber kein bekanntes Digitalisierungskonzept setzt derzeit auf eine solch rigorose Abgrenzung.

Die andere Frage ist die nach Bildung. Der Begriff wird meist gedankenlos als Summenformel aller Ziele, die mit Schule zu tun haben, verwendet. Meist ist Ausbildung gemeint, hier auch werden die digitalen Tools ihr breitetes Wirkungsfeld entfalten. Bildung im engeren Sinn hingegen, das haben alle Theorien gemeinsam, erstrebt das Ideal des selbst denkenden Menschen. Ein Konzept, das konsequent auf solcher Selbstreflexivität fußt, ist das Modell Jürgen Baumerts der vier Modi der Weltbegegnung: normativ-evaluativ, kognitiv-instrumentell, ästhetisch-expressiv und religiös-philosophisch. Man müsste es jetzt durch einen fünften Modus, den der mündigen Begegnung mit der digitalen Welt, ergänzen. Die Faustformel einer Schule, die sich daran orientieren wollte, würde lauten: so viel Praxis wie nötig und so viel Theorie wie möglich. Das hieße, gerade nicht berufsbezogen und anwendungsbezogen zu denken, es hieße, eine Institution zu bejahen, die nicht verbessern oder konditionieren will. Eine Schule wäre das, die etwas Einfaches und doch sehr Schwieriges anstrebt: nachdenkliche Menschen. Sie müsste das einlösen wollen, was Humboldt einst als „wahren Zweck des Menschen“ definiert hat, „die höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“. „Zu dieser Bildung“, fährt er fort, „ist Freiheit die erste und unerlässliche Bedingung.“

Diese Freiheit geht im Zeitalter digitaler Entmündigung verloren, ist schon an vielen Stellen verlorengegangen. Auch die Kultusadministration dieses Landes hat kaum noch die Möglichkeit zu aktivem Handeln, wenn sie den Vorgaben der digitalen Agenda folgt. Sie müsste stattdessen erkennen, dass Schüler bei einer unkontrollierten Digitalisierung als Teil einer Maschinenwelt gesehen werden, die immer weiß, was richtig ist. Ein nachdenklicher Mensch weiß das nicht, sonst müsste er nicht nachdenken. Sie müsste erkennen, dass wir auf dem Weg sind in eine selbstverschuldete Teilnehmigkeit. Das gilt es aufzuhalten. Für den Bildungsbereich heißt das, sorgen für dafür, dass die Maschinen der Entwicklung autonomer Menschen dienen und nicht umgekehrt. Das wäre ein klarer Auftrag für die Agenda „Bildung 2040“ und zugleich Bedingung ihres Gelingens.

Der Autor leitet das Max-Planck-Gymnasium in Göttingen und ist Vorsitzender der Niedersächsischen Direktorenvereinigung.



Physiker, Schriftsteller und Philosoph: Lichtenberg-Denkmal in Göttingen

Foto dpa

Austritt Großbritanniens aus der EU – werden sich etwa 14 000 junge Menschen aus den 27 EU-Staaten mit dem Erasmus-Austauschprogramm in Großbritannien befinden. Das Programm unterstützt neben dem akademischen Austausch auch Auslandsaufenthalte von Azubis, Ausbildern, Jugendbetreuern und Schülern. 7000 Erasmus-Teilnehmer aus Großbritannien werden in EU-Ländern sein. Laufende Aufenthalte sollten ohne Unterbrechung abgeschlossen werden. Die EU-Staaten und das Europaparlament können dazu noch Stellung nehmen. Innerhalb Europas war Großbritannien 2017 eines der beliebtesten Zielländer für Erasmus-Studenten. Sie können durch das Programm bis zu ein Jahr lang an eine ausländische Hochschule wechseln. oll.